



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Von dem Ursprung und den Absichten des Uebels

Villaume, Peter

Frankfurt und Leipzig, 1786

2. Art. Schwäche d. Kindh.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-49712](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-49712)

sich davon befreien könnte; sondern aus welcher Quelle sie fließt, und ob die Ursachen derselben wohlthätige Kräfte sind. Ich bitte den Leser sich zu erinnern, daß, wenn ich mich vorsetze, die leidende Menschheit zu trösten, so kann es weder durch eine gemilderte Vorstellung ihres Leiden, noch weniger aber durch das Begrabsinniren derselben; sondern nur dadurch geschehn, daß ich die Wahrheit zeige, und von allem Zusatz befreie. Ich kehre zu meinem Gegenstande zurück.

2. Artikel.

Von der Schwachheit der Kindheit, und der langen Dauer derselben.

Die Kinder sind so schwach und weichlich, daß man beständig für ihre Gesundheit, ihre Glieder und ihr Leben besorgt zu seyn Ursach hat. Wie viel Kummer macht das ihren Eltern nicht? Wie viel Sorgen und Noth und Aufwand, und oft alles vergebens! verursacht diese Schwäche nicht? Ein Drittel der Kinder stirbt im ersten Jahre weg; und vor dem zehnten Jahre ist die Hälfte dahin. Wie viele Menschenleben gehn da verloren! wie viel unnütze Mühe und Sorge und Schmerz und Angst?

Mit

Mit den Thieren ist's lange nicht so, ihre Schwäche ist nicht so groß, und dauert beiweitem nicht so lange. Mit drei oder vier Jahren haben die größten Thiere ihre Vollkommenheit erreicht, und bei der Geburt sind sie schon zur Hälfte reif. Viele werden fast vollkommen geboren. Das Kind hingegen ist, bei seiner Geburt, und noch lange nachher, eine hülflose Masse; seine Kräfte entwickeln sich spät, langsam: nach langen Jahren erst erreicht es seine Vollendung. Diese Klagen sind alle wahr.

Ich sehe aber zwischen Menschen und Thieren einen zwiefachen Unterschied.

1) Erstere haben eine vollkommnere Bildung, und ein längeres Leben.

2) Sie haben noch eine Bildungsfähigkeit, die von der Erziehung ihre Entwicklung erwartet.

Ich rede nicht von der äußerlichen Schönheit des Menschen, denn der Zweifler und der Wisling möchten uns sagen, daß wir den Menschen nur deswegen so schön finden, weil wir Menschen sind; und daß wir unter der Gestalt des Affen und der Ziege, die Ziegen, und Affengestalt die schönste finden würden; und dieser Einfall möchte wol nicht der ungereimteste un-

ter den andern seyn. Ich rede nur von der innern Vollkommenheit. Ganz gewiß ist unsre Organisation ganz anders, viel vortreflicher, als die der Thiere. Unsre Bewegungen sind mehrentheils freier, sie sind mannigfaltiger, wir haben körperliche Fähigkeiten, die die Thiere nicht haben; wir haben Finger, und eine große Geschicklichkeit darin; unsre Hände müssen also anders, besser organisirt seyn, als der Huf des Pferdes, und die Tazze des Löwen. Wir singen, wir reden; unsre Kehlen müssen also anders, besser organisirt seyn, als die der Thiere. Wir haben mehr, vortreflichere Sinne, als die Thiere; wir haben mannigfaltigere Empfindungen; also muß unser ganzes Nervensystem, unser Gehirn, unser Rückenmark, unsre Fibern, unsre Haut eine weit edlere Beschaffenheit haben. Unser Körper ist also zusammengesetzter, vollkommener, als der Körper der Thiere.

Wenn es wahr ist, was die Naturkundigen behaupten, daß der Mensch, im Verhältniß mit der Masse des Körpers, die größte Stärke besitzt, so muß nothwendig seine Bildung vortreflicher seyn.

Sein Leben ist auch, im Verhältniß mit der Masse des Körpers, weit länger, als das Leben irgend eines Thieres. Ein Hund erreicht schwer-

schwerlich das fünfzehnte Jahr; das Pferd, der Ochse, die doch wenigstens eine dreimal größere Masse haben, als der Mensch, leben kaum zwanzig. Man sagt, daß der Elephant zweihundert Jahr erlebt. Allein, im Verhältniß mit seiner Größe ist das nichts; denn er ist doch wenigstens zwanzigmal größer als der Mensch, und dieser erreicht im Durchschnitt dreißig Jahre; dieses würde für den Elephanten sechshundert Jahre, also ein dreimal längeres Leben, betragen. Das hundertjährige Leben des Hirsches, der Krähe, des Karpfens rechne ich unter die unerwiesnen Dinge.

Es wäre kein Wunder, wenn die Fische länger lebten, als der Mensch; ihr Blut ist kalt, ihre Bewegungen sind sehr simpel, und ihr Bau äußerst grob und einfach, in Vergleichung mit dem Menschen. Je gröber ein Werk ist, desto dauerhafter kann es seyn, weil jedes Stück desselben mehr Masse hat.

Je mehr ein Körper Masse hat, desto dicker und stärker können seine Theile seyn, und desto länger muß er dauern; das ist offenbar; weil er den zerstörenden Kräften einen größern Widerstand leisten kann. Wenn alles, Materie und Gewebe, übrigens gleich ist, so muß die Dicke der Masse die Dauer bestimmen, nach ge-

wissen Verhältnissen; zwar nicht gerade nach der Größe der Masse; denn je größer diese ist, desto mehr hat sie Oberfläche, und desto mehr kann sie angegriffen werden, und der Zerstörung Raum geben. Die Körper müßten also, dächte ich, nicht eigentlich nach Maaßgabe ihres Umfanges, sondern nach Maaßgabe ihres Durchmessers dauern. Und dieses ist von dem Durchmesser eines jeden innern und äußern Theils, das dem Verderben ausgesetzt ist, und nicht von dem Durchmesser des Ganzen zu verstehn.

Wenn Körper von ungleicher Masse eine gleiche Dauer haben, so muß das innere Gewebe des kleineren fester, seine Theile genauer in einander gefugt, und stärker unter sich verbunden seyn. Das nemliche gilt, wenn ein Körper von gleicher Masse länger dauern soll. Das ist ganz ungezweifelt richtig. Daraus folgt aber nun, daß der menschliche Leib weit vollkommner, von einem weit dichteren Gewebe, von besser ausgearbeiteten und genauer verbundenen Theilen zusammengesetzt seyn muß, als der Leib der Thiere; da er doch in Verhältniß seiner Masse weit länger dauert.

Man bedenke nun noch die Arbeiten des Menschen, die ihn erschöpfen, und vor allen die Geistesanstrengung, das Nachdenken, das alle

alle Kräfte in ihrer ersten Quelle, in dem Gehirn, angreift; die Weichlichkeit, die sein Leben untergräbt; die Leidenschaften, die es bestürmen: und man berechne darnach die Dauerhaftigkeit seines Körpers, der das alles aushält, und doch so lange währt. Wenn wir Menschen so simpel, so mäßig, so ruhig, wie die Thiere, lebten; so bin ich versichert, daß unser Mittelalter wenigstens sechzig Jahre betrüge.

Also feinerer, zusammengesetzterer Bau, und doch viel längere Dauer, ohnerachtet der zerstörenden Eigenheiten des Menschen. Wie viel vortreflicher und edler muß dieser Bau nicht seyn!

Jedes Ding in der Natur, so wie in der Kunst, erfordert zu seiner Reife eine desto längere Zeit, je vortreflicher es ist. Das läßt sich ganz leicht denken; denn je mehr Theile da sind, je besser ein jeder ausgearbeitet ist, je genauer er in die andern paßt; desto mehr gehört Genauigkeit und Arbeit, Zubereitung, Einrichtung und Zeit dazu. Die edelsten Früchte reifen am spätesten; die festesten Holzarten haben den langsamsten Wachsithum; die Steine erfordern Jahrhunderte, und die Edelgesteine vielleicht Jahrtausende.

Muß

Muß der menschliche Leib, der vollkommenste unter allen lebendigen Körpern; nicht, nach diesem Gesetze, eine weit längere Zeit seiner Entwicklung und Vollkommenheit bedürfen; als irgend ein andrer; eine Zeit, die mit seiner Vortreflichkeit im Verhältniß sey?

Sollte nun die Langsamkeit unsers Wachstums, und die Dauer unsrer Schwäche und Unbrauchbarkeit, als ein Uebel angesehen werden? Ist sie nicht vielmehr ein schätzbares Gut, da sie die Quelle oder das Werkzeug unsrer Größe und Vollkommenheit ist? Wir könnten geschwinder reifen, wenn wir auf die Fähigkeiten des Stieres eingeschränkt wären. Dann würden wir eben so schnell, als er, unsern Wachsthum vollenden; und — eben so früh, als er, sterben! Wer möchte sich dieses Loos wünschen? Freilich hat diese wohlthätige Langsamkeit des Wachstums manchen Nachtheil, der aber aus dem Guten entspringt.

Aber die Schwäche selbst ist doch wol ein Uebel? Unangenehm ist sie freilich nicht; aber es ist auch manches Gute, ja Vortrefliche unangenehm. Der Bau des Menschen soll sich zu einer großen Vollkommenheit erheben; also müssen alle Theile bearbeitet, genau bearbeitet werden. Wenn sie aber stark, fest wären, könnte die
die

die Bearbeitung nicht geschehn; sie müssen also zart, biegsam, d. h. schwach seyn.

Der Mensch soll gebildet werden; diese Bildung besteht in einer Menge Fähigkeiten und Kräfte, die er durch Uebung erlangen muß.

Er wird nicht geschickt geboren, die Erziehung muß ihn erst dazu machen. Diese Bildung hat ihre großen Schwierigkeiten, und erfordert, daß das Kind gebildet werden könne, und sich bilden lassen wolle. Um Bildung anzunehmen, muß es schwach seyn, weiche Theile haben, die sich in die Uebungen schicken, und Eindrücke annehmen. Die Bildung ist ihm öfters beschwerlich und unangenehm; es muß oft dazu gezwungen werden; und wie wollte man es zwingen, wenn es die Festigkeit, die Dauerhaftigkeit, und folglich die Stärke des Mannes hätte? Also ist selbst diese Schwäche gut, vorzuziehen, nothwendig; und aller Schade, der daraus entsteht, und der nicht geringe ist, ist eine Wirkung des Guten. *)

II. Ka.

*) „Wie werden die thierischen Triebe bei dem Menschen unterdrückt? Wie bringt die Natur sie unter die Herrschaft der Nerven? Lasset uns ihren Gang von Kindheit auf betrachten; er zeigt uns
„das